Ufer der Teiche, gleich einem Ankertau zusammengerollt, sonnten; doch glückte es nicht, ein grösseres derselben zu erlegen, da sie, bei unserer Annäherung mit Blitzesschnelle in das Wasser hinabschossen. Die Jagd auf dieselben ist nicht gefährlich, weil sie dumme, träge und furchtsame Thiere sind, und nach Verwundungen, wahrscheinlich wenn diese das Rückenmark verletzten, alsbald starr und bewegungslos werden. Am sichersten bekriegt man sie, wenn sie nach verschluckter Beute, mehrere Wochen lang unbehülflich daliegen. Es ist übrigens nichts Seltenes, dass die Sertanejos ein solches Unthier, wenn es im Wasser zu entfliehen sucht, schwimmend verfolgen, in der Nähe des Kopfes umklammern, und mit einem langen Messer tödten. Das Fleisch ist ungeniessbar; das Fett wird gegen manche Krankheiten, namentlich gegen Schwindsuchten und zu erweichenden Salben gebraucht. Die Haut, welche mit zierlichen rhomboidalischen Schuppen bedeckt ist, wird gegerbt, und zu stattlichen Satteldecken verarbeitet.

Sowie aus den höheren Thierklassen gewisse Gattungen und Arten dem Sertão eigenthümlich, oder in ihm besonders häufig sind, bemerkten wir auch eine grosse Verschiedenheit der Insecten, im Vergleiche mit der Fauna des Hochlandes von Minas. Rüssel- und Prachtkäfer, schöngezeichnete Spinnen und Phalangien von den sonderbarsten Formen beleben die Gebüsche, die Rinde alter Stämme und ödes Gemäuer. Von dem schönen Brillantkäfer (*Curculio imperialis, L.*) hatte Senhor Nogueira während der Blüthenzeit mehrere hundert gesammelt, welche er uns mit grosser Gefälligkeit mittheilte. Ausserordentlich reich ist der Sertão an mannichfaltigen Bienenarten, welche theils in Bäumen, theils in der Erde nisten. Ihr Product an Honig und Wachs ist so bedeutend, dass manche Sertanejos sich ausschiesslich von dem Geschäfte des Sammelns desselben ernähren. Das rohe Wachs der meisten Arten (*Cera da terra*) ist von schwärzlicher Farbe, von einem angenehmen balsamischen Geruche, und verdient besonders zu Salben und Pflastern die Berücksichtigung der brasilianischen Aerzte. Das Pfund desselben kostet im Sertão zwei bis sechs Vintems (sechs bis achtzehn Kreuzer). Sehr verschieden dagegen sind die Arten des Honigs, und einige sind wahres Gift, wie z. B. der grüne, hef-

tig purgirende Honig der Munbubinha. Die Sertanejos machen übrigens die Bemerkung, dass der Honig von ein und derselben Bienenart in verschiedenen Jahreszeiten schädlich und unschädlich sey, je nachdem gewisse Pflanzen blühen, Als gute Bienenpflanzen betrachtet man die Palmen, deren eröffnete Blumenscheiden durch ihren heftigen Geruch oft ganze Schwärme herbeiziehen*); ferner die Bignonien, Jacaranden, die kleinen Korbblüthenpflanzen der Campos, die *Curatella Sambaiba St. Hil.*, und die Myrtengesträuche der Taboleiros. Dagegen sollen die Malpighien und Banisterien, der Tinghíbaum (*Phaeocarpus campestris*, *Mart. Nov. Gen. t.* 37.), die Seifenbäume, Paullinien und Securidaken dem Honige schädliche Eigenschaften mittheilen, und die Wachsbildung wenig befördern**). Die beste Bienenart wird von den Sertanejos Jataí, die fleissigste Porá genannt (4.) Bei einem solchen Reichthume an nützlichen Insecten fehlt es aber auch nicht an giftigen Tausendfüssen, Scorpionen und Spinnen, und man bemerkt, dass die Intensität des Giftes im Sertâo bisweilen grösser sey, als in dem Hochlande von Minas. Die Fälle, dass der Stich eines Scorpions (Lacráo, *Scorpio americanus*, *L.*) getödtet habe, sind nicht selten, und wir mussten es uns zum Gesetze machen, frische Wäsche und Stiefel vor dem Anziehen sorgfältig zu mustern, und, wenn wir auf einem Bette schliefen, dieses vorher durch Klopfen von den gefährlichen Gästen zu säubern. Mehrmals kamen uns bei dem Eröffnen eines Koffers spannenlange Scolopendern entgegen.

Wenn aber auch die Natur hier den Menschen mit mancherlei Feinden umgeben hat, so scheint sie dadurch zu entschädigen, dass sie ihm die Bedürfnisse eines einfachen Lebens mit Freigebigkeit darreicht, und ihn mit einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft segnet. Die Fruchtbarkeit der Frauen ist hier unglaublich gross, und die Zunahme der Be-

*) Hier namentlich die Macauba-Palme (*Acrocomia sclerocarpa*, *Mart. t.* 56.), die Guariroba (*Cocos oleracea*, *Mart. t.* 82.), deren junge Knospen ein angenehmes Gemüse geben; die Aricuri (*Cocos flexuosa*, *Mart. t.* 64. 86.), die Cabeçuda (*C. capitata*, *Mart.*) und zwei stammlose Arten (*Astrocaryum campestre*, *Mart. t.* 64. und *Diplothemium campestre*, *Mart. t.* 76. 78.)

**) Ueber eine Vergiftung durch Honig der Lecheguanawespe vergl. Aug. de St. Hilaire in Mém. du Museum. Année 5. p. 373.

völkerung in dieser Gegend gehört unter die wundervollsten Erscheinungen. Nach den Versicherungen unseres kenntnissreichen Wirthes hatte die Gegend um *Contendas* vor vierzig Jahren nur drei Frauen aufzuweisen, und gegenwärtig soll der Landstrich zwischen dem *Rio Verde Grande* und dem *Rio de S. Francisco*, welcher im Jahre 1795 zur *Freguezia de N. S. da Conceiçâo dos Morrinhos* erhoben ward, fast zehntausend Einwohner zählen, wovon vier tausend von Zeit zu Zeit nach *Contendas* zur Kirche kommen können, die übrigen aber entfernter angesiedelt sind. Eine Frau in *Contendas* von einigen fünfzig Jahren zählt zwei hundert und vier lebende Abkömmlinge, eine andere, welche schon siebenzig Jahre alt einen gleich alten Mann heurathete, gebar ihm Drillinge, die alle noch leben. Es ist keine Seltenheit, eine Mutter von acht bis zehn Kindern zu sehen, welche erst zwanzig Jahre alt ist. Man hat kaum ein Beispiel von einer unglücklichen Geburt. Zwar verblühen die Weiber schnell, und ihre feinen lebendigen Züge verändern sich bald bei der häufigen, und durch warme Bäder vermehrten Disposition zum Fettwerden, aber erst spät verlieren sie ihre Lebenskraft und die dem andern Geschlechte eigenthümliche organische Thätigkeit. Unter den Männern findet man riesige Gestalten und starke, gewandte Greise, welche allen Humor der Männerjahre erhalten haben. Die Sterblichkeit ist so geringe, dass jährlich nur drei bis vier Personen sterben, während siebzig bis achtzig geboren werden. Da jeder Familienvater in seinen Kindern Gehülfen für seine Arbeiten erzieht, so ist der Kindersegen nicht, wie in unseren civilisirten Ländern, ein Gegenstand der Noth und Klage, sondern der Stolz der Aeltern. Diese Verhältnisse dürften die Regierung bestimmen, den Sertâo von *Contendas* zu einer Pflanzschule von Menschen zu benützen. Das Land belohnt überdies den Fleiss des Feldbaues reichlich, namentlich gedeiht der Mais vortrefflich. Man bauet ihn vorzüglich auf einem schwarzen, sehr feinen, lehmichten Boden, welcher hier, wie in Bahia, *Massapé* genannt wird. Er wird im October gesteckt, und im April geerndtet. In manchen Gegenden wird eine kleine Varietät, *Cadete* genannt, gebaut, welche zweimal im Jahre reifen Saamen bringt. Die gewöhnlichen Abarten, die sich nur durch die Farbe und Grösse der Körner auszeichnen, sind der dunkelrothe, der gelbe gross- und kleinkörnige Mais

(*Milho Vermelho fechado* oder *retinto*, *Vermelho menos fechado*, *Amarello grande* und *Amarello retondo*). Die Mandioccawurzel gedeiht im ganzen Sertâo, fault aber in einem sandigen Boden leicht, weshalb man sie nur ein Jahr alt werden lässt; älter wird sie sehr gross. Sehr trockne Erde ist ihr jedoch auch nicht günstig. Von den vielen Abarten dieser Pflanze werden vorzüglich die *Mandiocca Sutinga de Galho*, *Sutinga de Agulhada*, *Saracura*, *Branca* und *Tiriciri* gepflanzt, welche insgesammt besser im Walde als in den Campos gedeihen. Die Wurzel der milden Varietät, *Aipim* genannt, welche den scharfen, giftigen Stoff nicht besitzt, kommt, über Kohlen geröstet, häufig auf den Tisch der Sertanejos. Die Baumwolle giebt reichlich, und steht an Qualität der von Minas Novas gleich. Eine Maulthierladung von sechs Arrobas wird um zwanzig bis einundzwanzig Mil Rëis verkauft, und von Salgado aus den Rio S. Francisco abwärts in die Provinz Bahia verschifft. Nicht ohne Grund behaupten die Sertanejos, dass der Kalkboden ihres Landes sehr geeignet für den Weinbau sey, denn die Trauben reifen hier jährlich zweimal, im Julius und November. Auch alle andern Früchte, wie die Orangen, die Pinha (*Anona squamosa*, *L.*), die Jaca (*Artocarpus integrifolia*, *L.*), die Melonen und Wassermelonen gedeihen hier ganz vortrefflich. Ohne Zweifel wirkt hierauf das trockne, beständige Klima des Sertâo eben so sehr, als der fruchtbare Kalkboden. Die beiden Jahreszeiten der trocknen und nassen Monate finden sich mit grosser Regelmässigkeit ein. Die Regen herrschen ununterbrochen vom December bis zum Mai, und während dieser Zeit treten vorzüglich N.-Winde ein, ausserdem herrscht im Sertâo der O.-Wind. Der N. W.-Wind bringt meistentheils für die Vegetation wohlthätige Regen, d. N. O.-Wind aber schlechte Witterung, Kälte und Stürme. Noch ungünstiger sind die Winde aus S. W., aus S. und S. O.; sie kommen mit heftigen Gewittern ohne Regen, bisweilen bis zu Orcanen gesteigert, entwurzeln die Bäume, reissen die Pflanzungen um, und tödten viele Thiere. Krankheiten durch Winde verursacht hat man hier nicht bemerkt.

Ueberhaupt ist der hochliegende Theil des Sertâo (*Geraës*) bei weitem gesünder, als die unmittelbare Umgegend des Rio de S. Fran-

cisco. Brust- und Unterleibs-Entzündungen sind am häufigsten, dagegen kommen die dort grassirenden hitzigen und kalten Fieber hier nur selten vor. Eine Krankheit findet man jedoch sehr verbreitet, während sie am Flusse fast gar nicht bemerkt wird; ich meine den wilden Appetit der Kinder nach Erde. Dieser Zustand ist um so seltsamer, als er von den Thieren an die Menschen übergegangen zu seyn scheint. Es ist oben erwähnt worden, dass Rindvieh und Pferde im Sertâo mit Begierde Salz lecken; oft aber gehen die Thiere weiter, und schlingen die Salzerde wirklich hinab. In den trocknen Gegenden verderben sie sich dann die Zähne durch den harten steinigen Boden so sehr, dass sie das Gras nicht mehr kauen können, und langsam Hungers sterben. Die Fazendeiros sind dann wohl genöthigt, solche Thiere in die feuchten Waldungen zu treiben, wo der Boden weicher ist. Aber auch Schlangen, Eidechsen, ja sogar die Onzen fressen bisweilen Erde. Bei der Allgemeinheit dieses sonderbaren Appetits darf man sich nicht wundern, wenn Kinder sich demselben überlassen. Knaben und Mädchen pflegen die mergelichte, oft salpeterhaltige Erde, jedoch ohne Steine, bisweilen die Kalkbekleidung der Wände, seltener auch Holz, Kohlen oder Tuch zu essen. Nur die strengste Aufsicht kann sie von dieser Unart zurückhalten, welche um so schädlicher und gefährlicher wirkt, als sie, bei ällmäliger Angewöhnung bis ins höhere Alter getrieben wird. Da ein Theil dieser unverdaulichen Stoffe nicht wieder abgeführt wird, und Anschwellung der Unterleibsdrüsen eine unmittelbare Folge ist, so verräth sich das Uebel alsbald durch einen ungeheuren Bauch der Kinder, die Gesichtsfarbe wird fahl, die Züge werden schlaff und aufgedunsen, das Wachsthum wird gänzlich unterdrückt, und die unglücklichen Opfer sterben unter dem Eintritte heftiger Krämpfe oder allgemeiner Wassersucht frühzeitig dahin; Andere behalten für das ganze Leben einen siechen chlorotischen Körper, und eine stumpfe, träge Gemüthsart. Wir haben, während wir den Amazonenstrom beschifften, sehr häufig Gelegenheit gehabt, zu bemerken, dass Indianer den rohen Letten am Ufer des Flusses verzehrten, selbst wenn ihnen Nahrungsmittel nicht mangelten, und wir sind geneigt anzunehmen, dass diesem sonderbaren Heishunger auch eine klimatische Ursache, vielleicht die Hitze und die Rarefaction der Atmosphäre, zu Grunde liegen möchte;

indem solche Einflüsse eben so sehr ein eigenthümliches Gefühl von allgemeinem Missbehagen zu erregen vermögen, als der verminderte Druck der Luft auf hohen Gebirgen. Uebrigens mag auch die schlechte, rohe Kost der Sertanejos und der häufige Genuss von Obst den Unterleib zu diesem ungeregelten Hunger disponiren. Noch einer Krankheit, die in dem hochliegenden Sertâo oft erscheint, will ich hier in Kürze erwähnen, des sogenannten *Ar* oder *Stupor*. So nennen die Sertanejos Anfälle von plötzlicher Lähmung, welche vorzüglich nach Erkältung hier ziemlich häufig eintreten, und bisweilen sehr bedenklich werden. Wir sind einigemal Zeuge von solchen Lähmungen der Arme, der Zunge und der Zehen gewesen, und wurden eben so sehr durch die Heftigkeit der Anfälle erschreckt, als in Verwunderung gesetzt durch die Schnelligkeit, womit sie uns auf den Gebrauch eines warmen Bades, einer anhaltenden schweisstreibenden Methode, eines Sinapismus oder ammoniakalischer Einreibungen wieder wichen. Freilich sind die Sertanejos in der Behandlung ähnlicher Fälle minder glücklich, da sie gewöhnlich die Krankheit nur mit schwachen Hausmitteln bekämpfen, und durch den übermässigen Gebrauch von Ipecacuanha und Tartarus emeticus, der allgemeinen Panacee, das Uebel oft verschlimmern. Uebrigens hat die Natur ihnen einen Reichthum kräftiger Arzneipflanzen verliehen, welche die Würdigung der Aerzte in einem hohen Grade verdienen, und deren mehrere in Zukunft wohl auch den Arzneischatz in Europa vermehren dürften. (5.)

Nachdem wir während eines Aufenthaltes von drei Wochen in dem gastfreien Hause des Senhor Nogueira die wichtigsten Schätze des Sertâo, namentlich aus dem Thierreiche, gesammelt hatten, verliessen wir unter der Begleitung unseres vortrefflichen Wirthes Contendas, diesen freundlichen Ort, der für uns Fremdlinge nicht umsonst den bedeutungsvollen Namen trug. Wir übernachteten am 12. August in der *Fazenda Tamanduá*, drei Legoas nordwestlich von Contendas. Auf dem Wege dahin begrüssten wir nochmals die herrliche Waldung der Buriti-Palmen, welche sich fast eine Legoa lang in den niedrigen Wiesen hinziehet. Zahlreiche stahlblaue Araras (die Araruna, *Ara hyacinthinus*), die Bewohner der erhabenen Wipfel, umkreissten uns paarweise im Fluge, und liessen ihr

krächzendes Geschrei durch die friedliche Gegend erschallen. Auf dem rauchgrauen Kalksteine, dessen zwei bis drei Fuss mächtige Schichten von N. nach S. streichen, bemerkten wir zerstreute Fündlinge von Nieren eines braunen Thoneisensteins, welche in der Umgegend von Contendas mehrfältig vorkommen. Die Bruchstücke des Kalksteines waren uns wegen des auffallenden Klanges merkwürdig, welchen sie beim Anschlagen von sich geben. Die Vegetation der Catingas, durch die wir am 13. August auf einen kurzem Tagmarsche von Tamanduá nach *Tapera* hinzogen, hatte in der gegenwärtigen trocknen Jahrszeit keinen Reiz, und wir waren froh, als wir endlich, am dritten Tage, die dichten Gehäge sich lichten sahen, und uns am Abhange des Plateau's der *Geraës* befanden. Wir schätzten die Höhe, welche wir in das eigentliche Flussthal des *Rio de S. Francisco* hinabzusteigen hatten, auf ohngefähr 550 Fuss. Doppelt schmerzlich erschien uns hier der Verlust unseres letzten Barometers, welcher bei dem Uebergange über die Serra de S. Antonio zerbrochen war, als der ihn tragende Arieiro vom Pferde stürzte. Der Weg senkt sich über mächtige Kalksteinfelsen allmälig abwärts. Als wir in der Ebene angelangt waren, glaubten wir eine Verschiedenheit in der Vegetation zu bemerken. Durch Wiesen, welche hier minder verbrannt schienen, als in den Geraës, ziehen lange Reihen niedriger Gebüsche oder Streifen hoher Catingaswaldung hin, wodurch der Landschaft ein eigenthümlicher Reiz von Mannichfaltigkeit verliehen wird. Unmittelbar am Ufer des Flusses steht ein dichtes Gehäge von einer stachlichten Bauhinie, einigen Acacia-Bäumen und der Triplaris, mit blattlosen Lianen von Cissus durchstrickt. (5.) Diese Ufervegetation ist durch die Reste der jährlichen Ueberschwemmungen, Schlamm und Treibreisig des Stroms, verunstaltet, und eben so widerlich durch diesen Unrath, als beschwerlich zu durchdringen durch die Häufigkeit der Stacheln und die dichten Schwärme von Mosquiten. Nachdem wir auch diesen Waldsaum, welchen die Einwohner *Alagadisso* nennen, durchbrochen hatten, sahen wir zu unserer grossen Freude den *Rio de S. Francisco* seine spiegelnden Wellen in majestätischer Ruhe vor uns vorüberführen. Der Strom misst hier fast eine Viertelstunde in der Breite, und ist auch auf dem entgegengesetzten Ufer mit einem Saume von dichtem Alagadisso eingefasst.

Dicht am Ufer des Stromes bezogen wir die *Fazenda Capâo*, um das zahlreiche Gepäcke unterzubringen, bis Mittel geschafft waren, es überzusetzen. Wir glaubten uns hier in ein ganz fremdes Land versetzt. Statt der dürren, blattlosen Waldungen oder der Campos des hochliegenden Sertâo sahen wir uns rings umgeben von saftiggrünenden Wäldern, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumen. Als wir gegen Abend einen dieser Teiche beschlichen, — welch' sonderbares Schauspiel stellte sich da unseren Blicken dar. Hunderte der rosenfarbenen Löffelgänse (*Platalea Ajaja, L.*) standen in langen Reihen, gleichsam Compagnienweise vereinigt, längs den Ufern hin, und wadeten, mit dem Sahnabel emsig im Sumpfe umhersuchend, langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitätisch einzelne grosse Störche, die Jaburús und Tujujús (*Ciconia Mycteria Temm., Tantalus Loculator, L.*) einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einer kleinen Insel immitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern (*Anas brasiliensis, Anas viduata, Anas moschata, L.* und *Gallinula galeata, Lichtenst.*) gelagert, und zahlreiche Kibitzen umkreissten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach Insecten geschäftig. Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrei und Gezwitscher der mannichfaltigsten Vögelgeschlechter, und je länger wir das seltsame Schauspiel betrachteten, worin die Thiere mit aller ihnen innwohnenden Selbstständigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllten, um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuss die Behaglicheit dieses Naturzustandes zu stören. Wir sahen hier gewiss mehr als zehntausend Thiere nebeneinander, welche, jedes nach seiner Weise, den angebornen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten. Das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor unsern Blicken erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer auf uns wirken müssen, wäre nicht das Resultat unserer Betrachtungen der Gedanke gewesen, dass Krieg und ewiger Krieg die Losung und die geheimnissvolle Bedingung alles thierischen Daseyns sey. Die unzählbaren Arten von Sumpf- und Wasservögeln, welche hier, unbekümmert um einander, ihr Wesen treiben, verfolgen jede ihre eigene Beute an Insecten, Fröschen und Fischen, so wie jede von einem andern Feinde heimgesucht wird. Den mächtigen

Störchen, welche sich als die Könige dieses Wasserreiches betrachten, stellen die grossen Adler und die Onzen nach, den Enten und Löffelgänsen die Fischotter, Vielfrasse, Tiegerkatzen und Geier, den kleineren Wasservögeln stärkere Nachbarn; allem diesen bewveglichen Gefieder aber wird die Herrschaft über die abgelegenen Gewässer durch die Kaimans, die Riesenschlangen und den fürchterlich gefrässigen Fisch, die Piranha, streitig gemacht. Diese Vögel wohnen in der Nähe des Flusses, sie nisten im Schilfe und im sumpfigen Ufer der Teiche, oder auf den überhängenden Zweigen des Alagadisso, vollenden ihre Brütezeit während der trockenen Monate, und ziehen, wenn die Ueberschwemmung eintritt, nach den höheren Gegenden des Ufers, zum Theil auch, gleich unseren Zugvögeln, gegen die Meeresküste hin. (6.)

Nachdem wir eine Skizze von diesem seltsamen Reiche der Vögel entworfen hatten (S. den Atlas), führte uns Senhor Nogueira auf einem andern Wege gen *Capâo* zurück. Wir vertieften uns in das Dickicht eines verwachsenen Waldes, und waren kaum eine Viertelstunde lang darin fortgegangen, als sich die Aussicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüsche überhangen, vom Schein der untergehenden Sonne geröthet, still und melancholisch vor uns lag. Während das grelle Geschrei jener geselligen Bewohner der Luft noch in unseren Ohren tönte, waren wir, wie durch Zauberei, in ein Land des Todes versetzt. Kein Vogel zeigte sich, die Gegend schien wie ausgestorben, selbst die schwüle Luft, welche geheimnissvoll über der Tiefe des dunklen Gewässers ruhte, bewegte keinen Zweig, kein Blatt. Verwunderungsvoll an unsern Führer gewendet, wurden wir von ihm bedeutet, dies sey blos der Aufenthalt zahlloser Kaimans und der gefrässigen Piranha. Indem wir diesen grauenvollen Ort mit Dante's Höllensee verglichen, streckten mehrere jener geschuppten Ungeheuer schnarchend und spritzend ihre Rachen aus dem Gewässer hervor, und es fielen uns die Worte des Dichters ein:

Che sotto l'acqua ha gente che sospira,
E fanno pullular quest' acqua al summo.

Wir zählten mehr als vierzig solcher Kaimans, die theils am Ufer lagen, theils allmälig, wahrscheinlich durch unser Geräusch veranlasst, auf

die Oberfläche des Wassers kamen, wo sie sich entweder bewegungslos, einem Stücke Holze ähnlich, schwimmend erhielten, oder, mit hervorragendem Kopfe, in allen Richtungen durch einander fuhren. Die grössten dieser Thiere hatten acht bis neun Fuss Länge, einen grünlichen Panzer und eine stumpfe Schnauze. Keiner Creatur hat die Natur einen gleich scheuslichen Anblick verliehen, als diesem Thiere, das manche Maler nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigsten Bosheit und Verworfenheit benützt haben. Die Kaimans, (hier Jacaré, *Crocodilus sclerops, Cuv.*) leben fast immer gesellschaftlich in diesen Teichen, und vermehren sich ausserordentlich. Während der Regenzeit legt jedes Weibchen sechzig bis achtig Eier von der Grösse eines Hühnereies und von biegsamer, grubiger Schale, in den Sand des Ufers, und mehrere Weibchen schleppen diese zusammen, schichten sie abwechselnd mit Lagen von Teichschlamm in sechs bis acht Fuss hohen Pyramiden auf, und überlassen nun der Wirkung der Sonne und der Gährung das Ausbrüten. Schon Plinius bemerkt, dass die Krokodile Aegyptens ihre Eier stets an die Grenze der Ueberschwemmung legen, und es verdient deshalb erwähnt zu werden, dass auch in Brasilien der Ort dieser Eierhaufen als Maasstab für die Ausdehnung der Hochwässer angenommen wird. Ein Weibchen pflegt abwechselnd in der Nähe der unentwickelten Nachkommenschaft Wache zu halten, und mancher Sertanejo, der sich nahte, musste die Unvorsichtigkeit mit dem Verluste eines Fusses bezahlen. Bei Annäherung eines Feindes erhebt sich die sonst träge Wächterin mit Schnelligkeit, die Nasenlöcher erweitern sich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blassrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer schnappenden Bewegung erreicht sie die Beute, welche sie nicht eher loslässt, bevor sie nicht mit den mächtigen Zähnen, unter heftigen Windungen, ein Glied abgebissen. Pferde und Rindvieh, welche das unterste Fussgelenke, den Schwanz oder die Lippen auf diese Weise verloren haben, sieht man deshalb hier ziemlich häufig. Die Hunde täuschen die Kaimans, indem sie schnell die Stelle verlassen, wo sie das Wasser bewegten, um an einer andern zu saufen. Selbst die Onze wird, wenn sie um zu saufen an das Wasser kömmt, bisweilen von dem Jacaré besiegt, und alle Thiere scheinen diesem Ungeheuer furchtsam auszuweichen, nur die Piranha nicht, welche dessen gefährlichster Feind ist. Als wir in eine